



The Ends of the Humanities

Perspectives from the Humanities and Social Sciences

*Herausgegeben von Isabell Baumann,
Till Dembeck und Georg Mein*

Das Gespinst der Geisteswissenschaften

Jürgen Fohrmann

The Ends of Humanities - Volume 1: The Ends of the Humanities
Edited by Till Dembeck, Georg Mein, Johannes Pause, Christoph Purschke



Melusina Press 2021

Published in 2021 by **Melusina Press**

11, Porte des Sciences

L-4366 Esch-sur-Alzette

<https://www.melusinapress.lu>

Melusina Press is an initiative of the University of Luxembourg.

Concept: Niels-Oliver Walkowski, Johannes Pause

Copyediting: Carolyn Knaup, Niels-Oliver Walkowski

Cover: Valentin Henning, Erik Seitz

The digital version of this publication is freely available at <https://www.melusina-press.lu>.

ISBN (Online): 978-2-919815-24-1
DOI (Publication): 10.26298/melusina.h7tf-8y33
DOI (Volume): 10.26298/melusina.qmp0-vm61
DOI (Series): 10.26298/2716-7550
ISSN (Online): 2716-7550

This work is licensed under CC BY-SA 4.0. Information about this license can be found at <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>. The images and resources contained in this work are subject to the same license unless licensed otherwise or taken from another source.



Vorbemerkung

Beim nachfolgenden Text handelt es sich um die überarbeitete Schriftfassung eines Plenarvortrages des Kongresses. Der Gestus eines mündlichen Vortrags ist der Nachvollziehbarkeit wegen beibehalten worden. Dem Vortragstypus entsprechend werden größere Zusammenhänge adressiert, die nicht mit bibliografischen Noten ‚flächendeckend‘ begleitet werden können, weil dies den Anmerkungsapparat überfrachten würde. Da ich selbst zu den dargestellten Zusammenhängen immer wieder gearbeitet habe, finden sich auch über das übliche Maß hinaus zur Explikation der hier sehr kurz gefassten Thesen Verweise auf meine eigenen Arbeiten.

Das Gespinst der Geisteswissenschaften

Der nachfolgende Text handelt nicht von den ‚Humanities‘ im englischen oder amerikanischen Sinne des Wortes, da ‚Humanities‘ im angelsächsischen Verständnis in ein spezifisches Bildungssystem eingebettet sind und hier Funktionen haben, die von zentraleuropäischen Konzepten abweichen.

Von Geisteswissenschaften (der Plural ist bewusst gewählt) im eigentlichen Sinn des Wortes kann man seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sprechen. Sie entstehen in dem Augenblick, in dem sich das Denken von der Annahme einer ein für alle Male von Gott endlich geschaffenen Welt erkennbar abzulösen beginnt. Hans Blumenberg hat diesen mit dem 16. Jahrhundert beginnenden Ablösungsvorgang in der „Legitimität der Neuzeit“ *en détail* entfaltet (2012). Die ‚Zeit des Menschen‘ spielt nun eine andere Rolle, und in der Hinwendung zum Neuen, in der Verbindung aller Ereignisse durch den Kollektivsingular ‚Geschichte‘ und vieles andere mehr wird das Denken neu positioniert und die Gelehrsamkeit in das Feld wissenschaftlicher Disziplinen überführt. Das ‚Archiv der Geschichte‘ spricht nun, und was es zu sagen hat, ist begleitet von Versprechen zu Identitätsfindungen der verschiedensten Art, die aus dem Tiefenraum, der Geschichte heißt, zu gewinnen sind. Nicht nur die Zukunft hatte sich zu enträtseln, sondern auch jene Vergangenheit, in der die (nationalen) Monumente zu retten, von Korruption zu befreien und einzupassen waren in einen verbindenden Körper, von dessen Herstellung für die Gegenwart alles zu hoffen war. Dafür muss es gelingen, die Zeugen der Vergangenheit, die Artefakte, die Symbolsysteme der Vergangenheit zum Sprechen zu bringen, zu deuten. Dies wird die Aufgabe der Philologien, der Kunstwissenschaften, der Archäologie, mit anderen Worten: der Geisteswissenschaften sein. Sie sammeln, sichten, authentifizieren, ordnen und interpretieren, um eben den Tiefenraum der Geschichte zu gewinnen und zu nutzen (ich habe diese Zusammenhänge in unterschiedlichen Akzentuierungen über eine Reihe von Jahren darzustellen versucht, vgl. insbes. Fohrmann 1989).

Dies hat *cum grano salis* Konjunktur bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Jetzt werden Aufgabenbestimmungen der Geisteswissenschaften neu gefasst, ja werden die Geisteswissenschaften bereits kritisch beleuchtet. Von nun an ist jede Form der Reflexion über die Bedeutung der Geisteswissenschaften eingebettet in eine schier endlose Reihe

von Aufgabenzuweisungen, Defizitannahmen, Desideraten, Totsagungen und Reanimierungen, die sich wie ein roter Faden der Fremd- und Selbstreflexion durch die Geschichte der Geisteswissenschaften zieht. Die Modulationen solch reflexiver Grundmelodie deuten zugleich an, dass von nun an, also mit dem Ende des 19. Jahrhunderts, die Gegenstandsbestimmung von Fächern nicht einfach mehr als gegeben gesehen wird. Vielmehr werden die Gegenstände einer Disziplin aus einer Matrix von Annahmen abgeleitet und als solche oft mitkommuniziert. Dies betrifft das einzelne Fach, aber auch das Zusammenspiel der Fächer im Wissenschaftssystem generell (vgl. Fohrmann 2008; zur Physik Stichweh 1984). Damit ist der Gegenstandsbereich der Geisteswissenschaften nicht einfach mehr vorausgesetzt, sondern erscheint erst als Ergebnis von Konzepten, Programmen und ihren jeweiligen Rahmungen. Nun entsteht auch das, was ‚man‘ als eine erste kulturwissenschaftliche Moderne um 1900 bezeichnet hat (‚man‘ ist diesem Fall insbesondere das Zentrum für Literatur- und Kulturforschung Berlin, das diese ‚erste literaturwissenschaftliche Moderne‘ in seinen Arbeitsbereichen und in den daraus entstandenen Publikationen programmatisch ausgeflaggt hat). Dies alles – wie auch der Kulturbegriff, der insbesondere den deutschen Geisteswissenschaften zugrunde liegt – sei hier nur angedeutet (vgl. Fohrmann 2004).

In diesem Sinne sind auch die Neufassungen als Medien- oder Kulturwissenschaften bei allen merkbaren Verschiebungen nur Modulationen einer Grundmelodie eben dieses Nachdenkens. Da dieses Nachdenken sowohl das einzelne Fach als auch das Zusammenspiel der Fächer im Wissenschaftssystem generell betrifft, ist es angebracht, die *Rahmenbedingungen* der Geisteswissenschaften zunächst schlaglichtartig zu streifen. Ich konzentriere mich an dieser Stelle im Wesentlichen auf Deutschland.

Um mit basalen Feststellungen zu beginnen: Beim Blick auf die heutige Situation – zumindest in Deutschland – ist das Anwachsen der Teilnehmerzahlen im Wissenschaftssystem, die quantitative Steigerung und fortlaufende Kopräsenz wissenschaftlicher Beiträge, die Belohnung von Output augenfällig. Dies ist alles hinlänglich bekannt und soll hier auch gar nicht im Einzelnen dargelegt werden. (Um nur ein Beispiel zu nennen: 1967 hatten wir 270.000 Studierende in Deutschland, jetzt sind es etwa 2,7 Millionen [vgl. zu diesen Zahlen die Veröffentlichungen des Statistischen Bundesamts Wiesbaden: Destatis 2018, Fachserie 11]).

Korrelativ dazu vollzieht sich auch eine vermehrte Einspeisung von im Wissenschaftssystem gelernter oder abzuholender Expertise in alle und in allen anderen gesellschaftlichen Teilsystemen. Dies alles legt es zumindest nahe, nicht mehr nur von einer Wissens-, sondern auch von einer Wissenschaftsgesellschaft (s. o.) zu sprechen. Dem korrespondiert – dies ist meine erste These – aber keine vermehrte Rezeption der Beiträge, auch keine verdichtete, sondern eher eine sehr lose Kommunikation, allein schon aufgrund der schieren Menge an Äußerungen. Das ‚Gesamt eines Faches‘ gibt es weniger denn je zuvor; die Kommunikation ist weitgehend fraktioniert.

Auf diese Weise entsteht sowohl eine hohe *Diversifikation* von Beiträgen und Themen als auch ein hoher *Redundanzeffekt* der inhaltlichen Darlegungen oder methodischen Operationen. Innerwissenschaftlich entfaltet sich solche Diversifikation schon allein aus der Notwendigkeit, sich trotz der hohen Teilnehmerzahl in der disziplinären Gemeinschaft unterscheiden zu müssen: in Gegenstandswahl, Begabung, Durchset-

zungsfähigkeit, Bindevermögen (also in der Bespielung von Netzwerken) usw. Und das, was aus den Wissenschaften in die anderen Teilsysteme der Gesellschaft exportiert wird (in Recht, Wirtschaft, Politik, Kunst, Sport usw.), ist so vielfältig, dass es wohl nicht möglich ist, abschließend oder auch nur enumerativ einigermaßen erschöpfend von der oder den Funktionen von Wissenschaft zu sprechen, ohne am Ende in die tautologische Formulierung zu geraten: Die Funktion der Wissenschaft ist – die Produktion von Wissenschaft (diese Tautologie ist nah an der Funktionsbestimmung von Wissenschaft, die Niklas Luhmann [1990] mit ‚wahr-falsch‘ als Leitunterscheidung des Wissenschaftssystems sieht; systematisch wird ‚Funktion‘ daher von ‚Leistung‘ unterschieden).

Da diese Übernahmen aus der Wissenschaft (als die *Leistungen* von Wissenschaft für ...) allerdings den Verarbeitungsmodi der aufnehmenden Teilsysteme folgen und zugleich einen so hohen Grad an ‚schierer Komplexität‘ erreicht haben, entsteht trotz aller Diversifikation eine fortlaufende Redundanzdrohung, die mit immer neuen Innovationsvokabeln zu überspielen versucht wird. Man kann sich eben nicht ständig unterscheiden, und es ist am Ende einfach eine statistische Frage, von welchem Zeitpunkt an eine gestiegene Teilnehmerzahl am Spiel Überschneidungen oder gar Dopplungen hervorbringt.

Dieses Zusammenwirken zwischen Nicht-unterschieden-werden-Können und Unterschieden-werden-Müssen vor dem Hintergrund einer eigentlich nicht mehr handhabbaren Quantität an Personen und Ereignissen ist auch – zumindest heimlicher – Kernpunkt wissenschaftspolitischer Reorganisationsversuche (vgl. hierzu auch die Zahlen des Statistischen Bundesamts; 2017/18 waren in das Fach „Germanistik“ 81.739 Studierende eingeschrieben, in das Fach „Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft“ 20.702 Studierende). Sie arbeiten sich alle an einer Kombination aus segmentären Strukturen einer- und funktionalen Zuweisungen andererseits ab. Segmentär: ‚Schwarzbrot‘, Hierarchie, Elite. Funktional: Es geht um Aufgabenteilungen in Forschung und Ausbildung (Forschungseinrichtungen, Universitäten, Fachhochschulen usw.). Beide, segmentäre Strukturen und funktionale Zuweisungen, sind eng miteinander verwoben.

Diese Rahmenbedingungen gelten auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften, denn sie sind darin positioniert und beziehen ihrerseits dann auch Position. Allein: Die damit verbundenen Selbstbeschreibungen sind meist wenig tauglich, weil sie nur das aufgreifen und zu wenden versuchen, was den Geisteswissenschaften von anderen Akteuren gesellschaftlicher Kommunikation als Defizit vorgeworfen wird (dazu später).

Intern haben die Geisteswissenschaften in dieser Situation, im Zusammenspiel von Wachstum, Differenzierung und Differenz, mit unterschiedlichen Strategien zu agieren oder meistens zu reagieren versucht. Ich nehme als Beispiel mein Fach, die Literaturwissenschaft, und will die Aktions- oder Reaktionsweisen, die den Unterschied machen sollen, nur kurz benennen, sie an dieser Stelle aber nicht ausführlich diskutieren.

Seit den 1970er-Jahren ist (erneut) versucht worden, den Gegenstandsbereich der Literaturwissenschaft über Makroannahmen zu organisieren, die sich als Großprojekte ausweisen ließen. Sie versprachen die wachsende Zahl von Teilnehmern an der Disziplin so zu integrieren, dass bei aller sozialer Konkurrenz wissenschaftliche Komplementarität entsteht. Dies geschah, indem jeweils eine Gegenstandsöffnung realisiert wurde, die

zugleich eine Privilegierung einer bestimmten Form interdisziplinären Austausches bedeutete. Ein sehr gutes Beispiel hierfür ist etwa die Sozialgeschichte der Literatur (vgl. zur Reflexion auf Leistung und Defizite dieser Sozialgeschichte und ihrer großen, mehrbändigen Literaturgeschichtsunternehmen Huber/Lauer 2000). Sie hat sich dann weiterentwickeln und dabei zugleich verschieben lassen etwa zu einem Erforschen von ‚Materialität der Kommunikation‘ (vgl. beispielhaft Gumbrecht/Pfeiffer 1995), aber auch zu vielem anderen. Es wäre im Einzelnen zu verfolgen, wie diese Verschiebungen zu den sogenannten Turns geführt haben, die die Disziplinenentwicklungen skandierten (vgl. Bachmann-Medick 2006). Jeder ‚Turn‘ war mit einem Versprechen neuen Sehens verbunden.

Diese Entwicklungen haben also einmal zur immer wieder neuen Dehnung des Gegenstandsbereichs (oft bei Wegfall bislang privilegierter Hinsichten) geführt.

Solche Dehnungen sind vorzugsweise entweder medial bestimmt oder haben jene neuen Kontexte erschlossen, die über die Anwendung der eigenen Beobachtungsverfahren eben als ‚kulturelle Kontexte‘ gelesen werden können. Hier spielt der Formbegriff eine entscheidende Rolle. Man könnte sagen, dass sich die alte fiedlersche Formulierung von „Cross the Border, Close the Gap“ (vgl. Fiedler 1988), nicht nur wie Fiedler dachte, realisiert hat, also nicht nur die Trennung zwischen ‚high‘ und ‚low‘ ansatzweise aufhob. Fiedlers Position hat sich eben auch transversal durchgesetzt, als Übergängigkeit der Themen im Travers der bestehenden Disziplinen (bei einem vergleichsweise geringen Set an möglichen Beobachtungshinsichten). So entsteht ein Kreislauf der Selbstfortzeugung durch Gegenstandstransformation und -dehnung, der mit dem schlegelschen Begriff des ‚interessanten Neuen‘ (vgl. Schlegel 1971) wohl beschrieben werden könnte: Die wesentliche Leistung besteht oft darin, ein neues interessantes Untersuchungsfeld gefunden und aufgearbeitet zu haben. Als Medien- und als Kulturwissenschaften haben sich aus diesen Beobachtungshinsichten heraus inzwischen eigenständige Wissenschaften etabliert (vgl. dazu die unterschiedlichen Gründungsphasen der neuen Medien- und Kulturwissenschaften in Siegen, Aachen-Bonn-Köln, Berlin, Bochum, Lüneburg, Weimar etc. seit den späteren 1990er-Jahren).

Eine *andere* Option, zugleich eine, die auf die Dehnung des Gegenstandsbereichs reagiert, liegt in dezidierten Verknappungsversuchen, etwa in historischem Spezialistentum (ein Autor, eine Gattung, eine Epoche etc.) oder auch in der Rekanonisierung bestimmter Artefaktgruppen; beides wird gern mit einem Affekt gegen Theorie verbunden. Oder es handelt sich ganz im Gegenteil – und dies hat dann mit dem Austausch von Forschung in weltgesellschaftlicher Perspektive zu tun – um eine Verknappung, die die Literatur weitgehend in die Exegese bekannter Theoretiker integriert (also die ‚greatest Hits‘ Benjamin, Derrida, Foucault usw.; dies hat auf lange Zeit insbesondere die nordamerikanische Germanistik und die Comparative Literature Departments geprägt) und so die Artefakte zu Fallbeispielen konzeptuell bestimmter Operationen macht.

Es sei bei dieser kurzen, in keiner Weise vollständigen Situationsbeschreibung belassen, die dann allerdings noch einmal neu beleuchtet wird, wenn man sich die Bewegung vor Augen führt, die zu diesen Transformationen der Wissenschaft korrelativ ist.

Diese Bewegung entsteht aus der inzwischen gesellschaftlich ubiquitären Umsetzung geisteswissenschaftlicher Ressourcen.

Wissenschaftspolitik ist insgesamt darauf ausgerichtet, das Verhältnis von Investition und nutzbarer Ressource (für Ökonomie, Politik, Bildung usw.) optimal zu gestalten. Natürlich gilt dies auch für die Geisteswissenschaften. Und in diesem Sinne sind auch die Geisteswissenschaften – dies behaupte ich gegen alle Annahmen des Bedeutungsverlustes unserer Disziplinen – zunächst eine bedeutende gesellschaftliche Ressource, und zwar nicht zuletzt auch in *ökonomischer* Hinsicht. Geisteswissenschaften haben einen hohen ökonomischen Effekt.

Denn sie sorgen durch ihr Wissen um die Form und durch die Umsetzung dieser Expertise in unserer gesamten öffentlichen wie auch zunehmend der privaten Welt für die Erzeugung und Bindung von Aufmerksamkeit, ohne die Mitteilung nicht zur Information wird. Nahezu die gesamte Wahrnehmungswelt in den hochindustrialisierten Ländern ist durch Versuche geprägt, stets neue Aufmerksamkeit zu gewinnen, und Aufmerksamkeit ist längst eine ganz zentrale Währung geworden, und dies nicht nur für Suchmaschinen. Georg Francks Arbeiten haben dies konzeptuell schon früh zu beschreiben versucht (vgl. etwa Franck 2007). Aufmerksamkeit wird durch solch raffinierte Bild- oder Textverfahren erzeugt; sie ist Ergebnis *ästhetischer Prozesse*, und diese sorgen auf ihre Weise für eine fast durchgängige *Ästhetisierung der Welt*. Ästhetische Prozesse aber stehen in Lehre und Forschung der Geisteswissenschaften im Mittelpunkt.

Eine solche Ästhetisierung von Welt wird möglich – und hier greife ich eine von mir verschiedentlich formulierte These auf – durch die Allianz von *Kunst/Design, Medientechnologie und Ökonomie* (vgl. hierzu Fohrmann/Orzessek 2002). Diese Allianz hat die die bürgerliche Gesellschaft prägende Verbindung aus Politik, Recht und Öffentlichkeit wenn nicht abgelöst, so doch zumindest überformt. Vieles spricht dafür, dass ein zentrales Kennzeichen der Gegenwart die Verbindung von *Kunst und Ökonomie* ist; diese Verbindung adressiert aber nicht mehr die (habermassche) Öffentlichkeit (vgl. Habermas 1962), sondern schon lange „zerstreute Öffentlichkeiten“ und nun die neuen netzbasierten Gemeinschaften, die die Liaison von Kunst und Ökonomie distribuieren, dabei jedoch mit einer Idee von Allgemeinheit nicht automatisch mehr zu verbinden sind.

In dieser Allianz wird das ästhetische Arrangement, wird *Form* in dem Maße zu einem *ökonomischen* Faktor, in dem sich ästhetisch inspirierte Form als Aufmerksamkeitsware ubiquitär durchsetzt. Und jene Redundanz, die wissenschaftlich gesehen wohl kaum von Vorteil ist, ermöglicht andererseits gerade durch die hohe Zahl der Absolventen, die aus den Geisteswissenschaften ins Berufsleben entlassen werden, Welt in umfassender Weise als ‚Form‘ zu gestalten. Wir leben in einem plurimedial aufgeladenen Universum aus Tönen, Farben, Bildern, Worten, Zeichen, die das Produkt eines ganz maßgeblich von den Geisteswissenschaften trainierten Vermögens zur Form sind – ein Vermögen zur Form, das sich dann beliebig applizieren lässt. Form hat sich aus den Künsten wie auch aus den Kunstwissenschaften heraus gelöst und ist proteushaft in alle gesellschaftlichen Teilsysteme eingebunden. Sie ist die schöne Oberfläche eines ökonomischen Designs von Welt, und sie ist zugleich sozial *hochgradig adaptiv, richtet*

sich an alle und jede, jeden (dies ist bereits die ‚Headline‘ des ‚Pfenning-Magazins‘, eines der ersten illustrierten Magazine in Deutschland; vgl. Das Pfenning-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, 4. Mai 1833: 1).

Ich vertrete also die These, dass sich in dem Maße, in dem den Geisteswissenschaften eine Relevanzkrise unterstellt wird, sich von den Geisteswissenschaften tradierte und gelehrte Form fast ubiquitär als ‚Design der Wirklichkeit‘ durchgesetzt hat. Geisteswissenschaften sind daher auch (natürlich nicht nur) ein zentraler ökonomischer Faktor. Damit entsteht ein Hiatus zwischen immer wieder kommunizierter Relevanzbezweiflung und realer Bedeutung der Geisteswissenschaften, den ich weiterverfolgen will. Ich gehe hierzu einen Umweg und werde zunächst eine historische Parallele ziehen, nämlich das vermeintliche Verschwinden der Rhetorik am Ende des 18. Jahrhunderts als Ordnungsmacht des Wissens. Unser Konzept von ‚Form‘ ist Erbin dieser Rhetorik. In der Rhetorik ist unser Wissen über ‚Form‘ vorgedacht, und in der Rhetorik wurden die Verfahrensweisen zur Formerzeugung eingeübt, die uns auch heute noch Einsichten in die ‚Form des Sozialen‘ gewähren. Daher ist die Parallele motiviert, und zwar in mehr als einer Hinsicht. Es handelt sich in gewisser Weise um einen homologen Vorgang.

Das, was Roland Barthes in seinem immer noch grundlegenden Essay *Die alte Rhetorik* als das „Netz“ fasst (1988: 49 ff.), beruhte auf einer Doxa und zugleich einer Praxis, die soziales, situatives und semiotisch-performatives Wissen in einem mehr oder minder stabilen Zusammenhang vereinte, der, wieder Barthes, als eine Art „Überzivilisation“ für viele hundert Jahre Bestand hatte.

Da ist zunächst die soziale Referenz der Rhetorik, die vertikale soziale Verhältnisse, oben und unten, hoch und tief, als grundlegende Ordnung voraussetzte. Alles Weitere verhielt sich korrelativ zu dieser Ordnung: die Stillagen, die Sortierung der poetischen Genera und die Genera dicendi insgesamt waren zuallererst Ausdruck dieser fundamentalen Differenzen. Das *aptum*, das solche sozialen Verhältnisse zur Voraussetzung nahm, hatte zugleich das situative Wissen, die Gliederung möglicher Orte und Medien des Sprechens, die Liste möglicher Anlässe einzubeziehen. Auch die Poetik in ihrer Mischung aus normativen Vorgaben und deskriptiven Befunden trägt Spuren dieser Passung (hohe Welt, niedrige Welt), der Anlässe und Verwendungskontexte. Alles dies ergibt, so sieht es Barthes mit Lévi-Strauss, eine „taxonomische Identität“ (ebd.: 18), der es im Sinne des aristotelischen Enthymems darum gehen muss, das an der Sache glaubhaft zu machen, was an ihr auf der Basis eines vorausgesetzten *sensus communis* glaubhaft zu machen ist. Basis dafür ist eine Topik.

Diese taxonomische Identität bestand nach 1800 so nicht fort. Schon in der vermeintlich unrhetorischen „Sprache des Herzens“, mit der die Empfindsamkeit aufwartete (vgl. Wegmann 1988; Koschorke 1999), wurde diese, ja die Rhetorik als Appendix der ständischen Gesellschaft für beendet erklärt. Gleichwohl hörte die Wirkmächtigkeit rhetorischen Wissens nicht auf. Denn die Zeichensysteme, denen solche Mischung aus gegliederten Strata, Verwendungskontexten und Anlässen zugrunde lag, wurden ja nicht deswegen abgelöst, weil die rhetorischen Mittel als solche ohne Erfolg geblieben wären.

Grund dafür, dass das rhetorische System in die Krise geriet, war vielmehr, dass im Prozess der Moderne soziale Zusammenhänge und auf sie Bezug nehmende Formen

nicht mehr im Sinne der recht begrenzten Klassifikationen, die das überkommene stratifikatorische und dann auch rhetorische System vorsah, miteinander in Konjunktur gesetzt werden konnten. Dadurch wurde eine Umwendung initiiert, die die ‚alte Rhetorik‘ nicht einfach zum Verschwinden brachte, sondern sie unter dem Anspruch eines poetisch-ästhetischen Zugangs zu Welt neu verortete. Die alte Rhetorik als ‚taxonomische Identität‘ konnte die Vielfältigkeit sozialer Referenzen, eine Pluralisierung von möglichen Verwendungskontexten zwar nicht mehr abbilden, sie transformierte sich aber in eine Art umfassenden Formwissens.

‚Form‘ konnte zur Erbinnehmerin der Rhetorik werden, weil die Modalität des rhetorischen Wissens mit der modernen Gesellschaft vereinbar war; es konnte extrapoliert und für weitergehende Operationen genutzt werden. Diese Modalität ist *relational*. Denn dieses Wissen ruht auf der schon mit dem *aptum* verbundenen Einsicht, dass die Wirkmächtigkeit von Form nicht absolut, sondern nur relational zu bestimmen ist. Das Wissen über die richtige und zugleich wirkmächtige Form war auch in der alten Rhetorik kein absolutes oder situativ unabhängiges Wissen, sondern es stellte ein Wissen ‚in Bezug auf‘ und ‚mit Wirkung auf‘ dar.

Informationstheoretisch gesprochen ist es ein Wissen von der Leistung der Abweichung, also vom Erzeugen von Information: stärker als ..., schwächer als ..., höher als ..., kleiner als ... usw. Daraus sind z. B. Teile der Figurenlehre gebaut: Abweichungen nach oben, nach unten, Verstärkungen, Abschwächungen (Hyperbel, Litotes) usw. Und dies mit Blick auf zunächst sozial definierte, später immer stärker undefinierbare Adressatengruppen. Es handelt sich also, genauer betrachtet, um ein doppeltes relationales Wissen: einmal referentiell: Die Ordnung der alteuropäischen Gesellschaft wird dabei zunächst durch den Bezug auf einen bald statistisch erhobenen Durchschnitt, im heutigen Sinne: auf eine vermeintliche Normalität ersetzt. Und dann semantisch in Bezug auf Minimalpaare: also das Große zum Kleinen, das Hohe zum Tiefen, das Laute zum Leisen usw. Solch relationales Wissen operiert folglich stets mit nicht immer sichtbaren, aber grundsätzlich vorausgesetzten Unterscheidungsparen, die ihrerseits nicht unabhängig voneinander zu bestimmen sind. ‚Form‘ in dieser Tradition wäre die Kombinatorik solcher referenziell-semantischer Minimalpaare, und hier jeweils der einen, nicht der anderen Seite der Unterscheidung, wobei eine prinzipielle Reversibilität gegeben ist.

In der polykontextualen Welt der modernen Gesellschaft ist dieses Wissen nicht mehr stratifikatorisch beziehbar. Es wird nun in immer feinere Abstufungen gegliedert und bestimmt-unbestimmten Zieladressen zugeordnet (vgl. dazu Pompe 2012). Und solche Zielgruppen werden in ihrer Unterschiedenheit so zueinander ins Verhältnis gesetzt, dass ein auf Dauer gestellter Modus des Vergleichens entsteht (das eine und nicht das andere ...). Die Operativität solches Vergleichens unterschiedener Welt kann man durchaus mit Kants Reflexionen zum *sensus communis* und der ‚erweiterten Denkungsart‘ zu fassen versuchen (Kant 1983; vgl. auch Fohrmann 2017: 204 f.). Es ist eben jener Modus des Vergleichens, der in der Anerkennung der Varianten einen Kulturbegriff als die Gleichzeitigkeit des Unterschiedenen entstehen lässt. Das rhetorische Wissen wird mithin in ein Wissen über Kultur, das ein Wissen um Form, um Formen ist, überführt. Dieser ‚Kultur‘ ist nun aber sowohl eine hohe Diversität als auch eine un-

hintergehbare Zeitlichkeit eingeschrieben. ‚Kultur‘ in diesem Sinne ist das Wissen um und die Möglichkeit universeller Vergleichbarkeit in synchroner wie diachroner Hinsicht. Wie in der alten Rhetorik verschränken sich referenzielle und semantische Perspektive, nur so weit ausdifferenziert, dass sich keine stabilen Korrelationen mehr als eine Art ‚doxa‘ angeben lassen. Und eine Universalmatrix der Form, aus welchen Quellen sie sich auch immer speisen mag, bleibt leer, weil ihre Aggregationsebene zu hoch ist. Erst über die Kenntnis von *Kultur* wird Formbeschreibung möglich, und gerade diese hoch differenzierte Kultur ist es wiederum, die eine deskriptive Standardisierung von Formen zugleich systematisch verhindert. Hier liegt im Übrigen das Problem jeder Textsemantik, die in einer Textgrammatik fundiert werden soll.

Dies bedeutet dann aber, dass ‚Kultur‘ zum *Komplementärbegriff* von ‚Form‘ wird. Zwar lässt sich alles als ‚Form‘ denken, aber diese Form ist nur in ihrer kulturellen Ausprägung bestimmbar. Der sogenannte *rhetoric turn* der Wissenschaften hat sich diesem Umstand eine Zeit lang systematisch gewidmet, aber in den Konsequenzen zu wenig ausbuchstabiert.

So verstandene Form wird dann – als eine Erbin des rhetorischen Systems – zum Gegenstand der Wissenschaften (Geistes-, Kunst-, Kultur-, Medienwissenschaften ...) und aus ihren Ergebnissen und Transfers heraus zur gestalteten Form der Welt. ‚Form‘ wird so zugleich zum Passepartout für alle Grenzüberschreitungen und neuen Verbindungen. Form ist ein Gespinst, weil es alles überzieht, indem es erschafft: „Gespinst: mhd. Gespunst, Gesponnenes [spinnen]; übertragen: Ersonnenes“ (Duden 7: Herkunft).

Aus dem Gespinst der Form entsteht die kulturwissenschaftliche Verlockung; sie liegt darin, die Modi der Formbeobachtung auf alle Phänomene von Welt übertragen zu wollen und dies zum Gegenstand *einer* Wissenschaft zu erklären. Eine gespenstische Hybris, Ghost Science: „Gespent: ahd.: gispinsti: (Ver-)lockung, teuflisches Trugbild, Geistererscheinung, Bildung aus ahd. ‚spanan‘, reizen, verlocken, überreden“ spannen (Duden 7: Herkunft).

Das Gespenstische, die Verlockung liegt darin, dass hier die gesellschaftlichen Adressierungsmöglichkeiten von Formwissen mit den Gegenstandsbereichen einer einzelnen Wissenschaft verwechselt werden. ‚Form‘ gestaltet die Welt der Objekte, aber ist nicht der Welt einer einzelnen Disziplin zuzuordnen und eröffnet schon gar keine erfolgversprechende *doxa*. Der maximalen Heterogenität des Archivs korrespondiert dann die Disparatheit der Kommunikationen. Die kommunikative Rekurrenz, die eine Disziplin modelliert und trägt, wird im Falle einer umfassenden ‚Wissenschaft von der Kultur‘ nicht mehr über Gegenstandsbereiche, sondern nur noch über Konzepte gesteuert, und hier insbesondere über einige wenige Theoretiker, die autoritativen Status (wenn nicht mehr) erhalten. Ich hatte schon – sehr abgekürzt – darauf verwiesen: ‚greatest Hits‘.

Dass diese ‚Verlockung der Form‘, ihr ‚Gespinst‘ Rückwirkungen auf die Einheit der geisteswissenschaftlichen Fächer, ihre Adressen, ihre Ziele hat, liegt auf der Hand.

In diesem Sinne sind viele Geisteswissenschaften eine als Form und in ihren sozialen Adressen entgrenzte Rhetorik. Und die Geisteswissenschaften teilen mit der Rhetorik den diskursiven Umstand, dass die These vom Funktionsverlust der Geisteswis-

senschaften ebenso ‚verdeckend‘ ist wie die alte Behauptung vom Verschwinden der Rhetorik durch die Sprache der Herzen. Denn eine, ja die Funktion und die Leistung solcher Geisteswissenschaft liegt ganz offensichtlich zutage: Sie hat die Aufgabe, das Wissen um Form zu tradieren, in Forschungs- und Ausbildungszusammenhänge zu übersetzen und als Leistung in die multiplen Kulturen der zeitgenössischen Gesellschaft einspielbar zu machen. Die moderne Gesellschaft wird auf die Relevanz von Form ja wohl kaum verzichten wollen.

Die Meinung, die Geisteswissenschaften gerieten ans Ende, weil man nicht wisse, zu welchem Ende man sie studiere und weil ihre Gegenstandsbereiche an allen Enden ausfransten, entsteht einmal aus dem weitgehenden Ignorieren der ökonomischen Relevanz solcher Wissenschaften ‚über Form‘ und damit ‚über Kultur‘. Sie hängt zum anderen aber an der Tradition, die Geisteswissenschaften in einem ‚formlosen Sinn‘ politisch zu interpretieren. Und dies in doppelter Hinsicht: Geisteswissenschaften galten einmal – da, wo sie schwer zugängliches Wissen archivierten, etwa in den sogenannten kleinen Fächern, die areal bezogen arbeiten und hier auch schon eine ganze Reihe von Disziplinen verbinden – als eine Art Thesaurus der relevanten gesellschaftlichen Kenntnisse über die entsprechende Region, ein Wissen, dem sich soziale Akteure politisch immer einmal wieder bedienen wollen, wenn es um Krisen, Bodenschätze oder Terrorangriffe geht. Darüber hinaus wurden auf lange Zeit – und dies scheint mir der zentrale Punkt zu sein – Geisteswissenschaften als wissenschaftlich-politische Hüter von Intellektualität und damit dem Vermögen zu gesellschaftlicher Kritik gesehen. Dies zieht sich durch bis in die Feuilletons der Gegenwart.

Erklärbar wird dies, wenn man die Unterscheidung zwischen *Werten und Form* bemüht, die als eine zentrale Differenz den Diskurs um die Geisteswissenschaften, insbesondere die Nationalphilologien, gesteuert hat. Wenn es die Funktion der Geisteswissenschaften sein sollte und soll, zur Selbstreflexivität der Gesellschaft entscheidend beizutragen, so wird hier in der Regel auf die ‚Werte‘-Seite der Unterscheidung von Werten/Form abgehoben. Man denke an die ‚aufklärerischen Werte‘, an Ethos und Ethik usw. Seit der Herausbildung geisteswissenschaftlicher Disziplinen zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging es auch und nicht zuletzt um die Vermittlung von Werten jeglicher Provenienz, die von diesen Disziplinen geleistet werden sollte: nationale, politische, religiöse Werte usw. Dies schließt auch den Aufruf zu ‚kritischem Bewusstsein‘ der 1960er- und 1970er-Jahre noch ein. Man möge etwa in die Manifeste der Germanistik dieser Zeit schauen, und man wird gerade diese Wertebetonung, und zwar als das bewusste Gegenteil von ‚Nur‘-Form, finden (also etwa in der Inkriminierung sogenannter werk-immanenter Interpretation). Die Formseite bleibt dann ebenso weitgehend unsichtbar, wie in vorausgegangenen Traditionen etwa der Germanistik die Seite der ‚Werte‘ oft invisibel gehalten wurde (vgl. zu diesen Zusammenhängen Fohrmann/Voßkamp 1994).

Nicht nur in der Nichtthematisierung der vielgestaltigen Funktion von Geisteswissenschaften greift die Aufgabenzuweisung der Geisteswissenschaften, zur Selbstreflexion der Gesellschaft beizutragen, viel zu kurz. Auch die kategorialen Hinsichten sind nicht klar genug sortiert. Denn Selbst- und Fremdbeschreibungen im Blick auf System-Umwelt-Bezüge (und damit auch immer Selbstreflexivität) werden von allen Teilsyste-

men der Gesellschaft geleistet, weil es der Modus ist, der für systemische Operationen, etwa die Informationsverarbeitung, zentrale Bedeutung hat. Und eine Reflexion ‚der Gesellschaft‘ *in toto* wurde an den Typus eines Intellektuellen gebunden, den es seit geraumer Zeit so nicht mehr gibt. Es gibt nur noch ‚Experten‘, lokal ausgerichtet, eher Spezialisten für Umwelt, Klima, Sicherheit, Politik usw., aber keine oder zumindest kaum eine Figur mehr, die den Intellektuellentypus verkörperte, der die *eine*, gemeinsame Öffentlichkeit adressiert. Dass dies so ist, wird allerdings nicht als das Ergebnis globaler gesellschaftlicher Transformationen gesehen, sondern den Geisteswissenschaften als Mangel angelastet: Mischt euch ein, in universalistischer Perspektive, mit den Werten der Aufklärung als normativem Bezug! Warum mischt Ihr euch nicht ein? (Vgl. Fohrmann 2018)

Was den Geisteswissenschaften als Funktion zugeschrieben wird, ist – genau betrachtet – in der Regel auch keine Reflexion *der* Gesellschaft. Geisteswissenschaften (ich meine hier nicht die Soziologie), wenn sie diese Form der Abstraktion annehmen, reflektieren eher Gemeinschaftsvorstellungen *in* der Gesellschaft oder Teile des Gesellschaftssystems: Fragen des sozialen Ordnungsmodells, die hierin eingebetteten Biografien, die Rolle von Herrschaft und Herrschaftsverhalten, Interaktionsmodelle, Souveränität, Demokratie usw. – die Liste diesbezüglicher Themen ist lang. So müsste der Vorwurf an die Geisteswissenschaften, wenn man ihn schon machen will, eher lauten, zur *Selbstreflexivität der Gemeinschaft in der Gesellschaft* nichts Relevantes mehr beizutragen oder gar auf sie zu verzichten (meine Begrifflichkeit von Gesellschaft und Gemeinschaft, die ja immer mit Tönnies sofort verbunden wird, übernimmt nicht die Bestimmungen, die er vorgeschlagen hat).

Mit dieser Kritik an den Geisteswissenschaften verbunden oder doch zumindest impliziert ist dann sehr häufig der Rückgriff auf ein Öffentlichkeitskonzept, das auf dem schon eingangs genannten Zusammenspiel aus Politik, Recht und Öffentlichkeit und ihrer meist fingierten Mündlichkeit beruhte (sich auf der Agora in der Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner zu ‚riskieren‘; so etwa in Arendt 1998). Der Verbund aus Politik, Recht und Öffentlichkeit war jene Trias, die die Werteseite der Unterscheidung von Werten und Form betont hatte und in diesem ‚Geiste‘ die gängige Fremd- wie Selbstbeschreibung der Geisteswissenschaften verfasste. Sie war eng mit der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft der Frühen Neuzeit, der Verrechtlichung und Verfahrensorientierung verbunden und hatte in der Öffentlichkeit das Gegenlager zu einer Politik gesehen, die sich allerdings selbst wiederum der Öffentlichkeit bediente. Auch viele Selbstbeschreibungen und Verteidigungen der Geisteswissenschaften orientieren sich noch an diesem Modell.

Diese Form der Öffentlichkeit ist zwar nicht vollständig verschwunden, doch aber weitgehend überdeckt. Sie wurde überlagert durch das neue Gespinnst (und Gespenst) zirkulativer Netzkommunikation. Und hier stellt sich durchaus die Frage, welcher Gesellschaftsbegriff in den Operationen ‚gemeinschaftlichen Teilens‘ noch impliziert ist oder zumindest aus ihnen heraus expliziert werden kann. Denn zirkulative Netzkommunikation ermöglicht gesteuerte, aber in der Selbstwahrnehmung individualisierte Pfade zu wählen und zu teilen; und diese Form des Teilens organisiert dann ‚Gemeinschaft‘ im Rahmen technisch-algorithmischer Operativität. ‚Gemeinschaft‘ ist hier

nicht mehr an eine personal sicht- und auch mit allen anderen Sinnen erfahrbare Körperschaft gebunden. Solche erfahrbare Form von Körperschaft war aber die Voraussetzung jenes Gemeinschaftsmodells, das die moderne Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts hervorgebracht hatte und für das die Geisteswissenschaften politisch eintreten sollten.

Ein Formbezug erschien diesem Modell in der Regel als das Andere der (ideologie-)kritischen Analyse, und aus diesem Grund ließ und lässt sich bis heute wohl eine Funktionsbestimmung von Geisteswissenschaft, die die Erforschung, Beschreibung und Einübung von Form ins Zentrum stellt, nur schwer vermitteln. Die hohe soziale Adaptivität des Formwissens und seine proteische Streuung sind auch kaum in griffigen Formeln zu fassen. Eine Selbstbeschreibung der Geisteswissenschaften hätte gleichwohl an der Zuständigkeit für die Erforschung und Einübung der Produktion, Distribution und Rezeption von Form anzusetzen – und solche Deskriptionen dann ihrerseits als Form der Kultur zu analysieren.

Diese Aufgabe ist dann sehr viel weiter gefasst und basaler, als ich es eingangs im Blick auf die mit der Allianz von Kunst/Design, Medientechnologie und Ökonomie einhergehende Aufmerksamkeitserzeugung zu bestimmen versucht habe.

Wie in der alteuropäischen Rhetorik gelingen mit der Erforschung von Form grundsätzliche Einsichten und Interventionen in Strukturen der Sozialität. In ‚Form‘, um es so allgemein zu fassen, konfiguriert sich das Soziale. Ich nehme hier eine Überlegung des jungen Lukács (1971) auf. Man kann sehr abgekürzt sagen: Das Argument liegt bereits in der Form, etwa in der Struktur der Unterscheidung. Denn keine Unterscheidung ist unschuldig, und an der Art der Antonyme ist ein Theorietypus bereits zu erkennen. Geisteswissenschaften sichern das Wissen um Form, indem sie es je und je transformieren; und auch die Funktion von Werten lässt sich über die Form, in der diese Werte zur Erscheinung kommen, beschreiben.

Ich habe an anderer Stelle, um dies genauer zu fassen, heuristisch drei Dimensionen dieser Analyse zu unterscheiden versucht (vgl. Fohrmann 2013). Diese Dimensionen habe ich „Archiv/wissen“, „Form/unterscheiden“ und „techné/Performanz“ genannt. Mit „Archiv/wissen“ ist das kulturelle Archiv von Körperschaften – ganz gleich welcher Provenienz – bezeichnet; aus diesem Archiv heraus leben Körperschaften, denn sie sind seine erinnerte und je nach Konjektur erinnerbare Vergangenheit. Dieses Archiv existiert nur als Formthesaurus, in dem sich Formen unterscheiden; es ist gerade solches Distinktionsvermögen, das etwa in den Philologien generationenübergreifend eingeübt wurde. Und dass dabei insbesondere das Beobachtungswissen und die Beobachtungsförmigkeit von *Kunst* immer wieder neu von den Geisteswissenschaften zu befragen und hinzuzuziehen ist, soll an dieser Stelle jenseits des stark kommerzialisierten Regimes der Aufmerksamkeit, das oben dargelegt wurde, noch einmal ausdrücklich betont werden. „Techné/Performanz“ schließlich zielt auf die Wirkung von Form, auf die Art und Weise, in der ‚das Soziale‘ performativ als Form konstituiert wird. Diese drei Dimensionen machen für mich die Grundlage vieler Geisteswissenschaften aus, und sie gilt es daher zu erforschen, zu lehren, zu vermitteln.

Will man die gegenwärtige Lage der Geisteswissenschaften zu beschreiben versuchen, dann springen für mich vornehmlich die *Veränderungen des Archivs* und des *Umgangs mit dem Archiv* ins Auge.

Ein aus meiner Sicht wesentlicher Grund dieser Veränderungen liegt im allmählichen Rückgang, der Neuausrichtung oder gar dem Verschwinden, zumindest Überschreiben dessen, was Michel Foucault als ‚Epistem der Produktivität‘ oder als ‚Epistem des Menschen‘ zu charakterisieren versucht hat (1974). Das schließt auch noch die Versuche ein, sich von diesem Epistem abzusetzen – also *in toto* alle Bemühungen, aus in der Zeit anordnen- und verkettbaren Ereignissen eine Formation zu gewinnen, die man (hier einmal alle gravierenden Unterschiede außer Acht lassend) als ‚Genealogie‘, als Sinraum oder auch als Tradition bezeichnen könnte. Mit dieser Formierung waren stets Projekte verbunden, die sich als ‚Arbeit am Archiv‘ verstehen lässt: für die Zeit nach 1945 in Deutschland etwa Max Horkheimers und Theodor W. Adornos „Dialektik der Aufklärung“, Jürgen Habermas’ Öffentlichkeitskonzept und Karl-Otto Apels Transzendentalpragmatik, Hans Blumenbergs Selbstbegründung des neuzeitlichen Subjekts, Hannah Arendts ‚Vita activa‘, Michel Foucaults ‚Macht-Wissen-Konstellationen‘, Jacques Derridas Umbau ‚abendländischer Metaphysik‘, auch noch Niklas Luhmanns Theorie der Gesellschaft und Friedrich Kittlers Hardware-Medien-Archäologie – um nur einiges ausgewählt zu nennen. Dabei ist daran zu erinnern, dass solche Projekte nicht nur Projekte der Autoren, sondern immer auch Projekte des Archivs und über das Archiv sind. Sie sind in gewisser Weise die *List des Archivs*, mit deren Hilfe das Archiv seinen Fortbestand sichert.

Jedes dieser Unternehmungen war im- oder explizit mit dem Versprechen verbunden, dadurch Neues sehen zu lassen, dass man im Archiv Neues entdeckt und/oder das Archiv neu arrangiert. Jenseits aller Differenzen und natürlich jenseits aller historistischen Anmutungen ging es im Kern immer darum, eine benjaminsche Idee umzusetzen: die Idee, dass es nämlich darauf ankomme, die Gegenwart in der Vergangenheit zur Darstellung zu bringen: „Denn es handelt sich ja nicht darum, die Werke des Schrifttums im Zusammenhang ihrer Zeit darzustellen, sondern in der Zeit, da sie entstanden, die Zeit, die sie erkennt – das ist die unsre – zur Darstellung zu bringen.“ (Benjamin 1974: 14)

Und man darf ergänzen: auch die Vergangenheit in der Gegenwart. Damit verbunden war eine ‚Ver-Änderung‘, eine Ent-Tautologisierung von Gegenwart, in der Zukunft aus der Differenz von Jetztzeit und Vergangenheit reflexiv zu entwerfen versucht wurde.

Alle kurrenten Diskussionen einer ‚Theorie nach der Theorie‘, die auf die Kritik solcher Archivprojekte und mit ihr auf Theorie reagieren, zeigen zwar den Versuch, die Ablehnung von Theorie selbst noch einmal zu theoretisieren. Sie verweisen aber zugleich auf die Fragen, wie ein Archiv mit ganz anders gearteten Projekten, ein Archiv ohne Projekte oder wie ein ‚totales‘ Archiv aussehen könnte. Diese Fragen nach der zukünftigen Rolle historischer Formierung verbinden sich nun in neuer Weise mit geopolitischen Verschiebungen und dem zunehmenden Durchgriff medientechnologischer Entwicklungen.

Es sollen hier vorläufig *fünf Formen der neuen Konfigurierung von Archiv* – jenseits der bestehenden Weisen – unterschieden werden. Sie berühren einmal das Wissenschaftssystem; zum anderen gehen sie darüber hinaus, wobei sie aber die im Wissenschaftssystem generierte Expertise nutzen – und zugleich auf das Wissenschaftssystem zurückwirken.

Die *erste Form* (aus der Wissenschaft heraus) sagt: Archiv ist alles, was sich überhaupt digital erfassen lässt und über Algorithmen verknüpfbar ist. Dies ist der Traum der *Digital Humanities*. Es geht um einen Steigerungsimperativ, um ein ‚Immer mehr‘, an dessen Ende alles möglich, alles verfügbar ist. Eigentliches Ziel ist ‚Restlosigkeit‘ (vgl. zu einer frühen, heute komisch anmutenden Form Krajewski 2002), um den Umgang mit einer zunächst schier erscheinenden Komplexität, die, algorithmisch parametrisiert, in dann beliebig viele Geschichten überführt werden kann. Das Archiv wird so total.

Die *zweite Form* (auch aus der Wissenschaft) ist *weltgesellschaftlich* ausgerichtet (Sprachgebrauch nach Stichweh 2000). Die nationalen ‚Sinnräume‘, etwa Alexander Kluges Arbeit an Deutschland als Arbeit der Generationen, gehen in anderen geografischen Arealen auf, werden durch neue Kommunikationsverbände überschrieben. Die Verkettung der Ereignisse hat nun andere Gründe und andere Dimensionen. Daher wechseln auch die Beobachtungshinsichten, und die nun eingebettete Rekonstruktion nationaler Zusammenhänge ist nur ein Beispiel in den Bezügen größerer Rahmungen. Es geht dann, etwa in der Literaturwissenschaft, auch nicht mehr um überkommene Formen der Komparatistik. Es geht vielmehr um die Analyse einer Kommunikation, die ihren Ausgangspunkt in der Annahme findet, dass sich nun alles Handeln auf einen gemeinsamen, geteilten, weltgeschichtlichen Horizont beziehen lässt, ja beziehen lassen muss. Welches Archiv wird hier entstehen, wie und in welchem Rahmen wird es kommuniziert, was schließt es ein, was aus? Egal, wie man diese Fragen beantworten wird: Solches Archiv ist hoch selektiv, der Umgang mit diesem Archiv hochgradig reflexiv.

Die *dritte Form* – aber dies mag nur für Deutschland gelten – verknüpft das Archiv bis zur vollständigen Unkenntlichkeit. Diese Antwort sieht das Archiv wieder als ‚Historia‘, als Exempelsammlung für allgemeine Sätze, die aus dem Archiv illustriert werden. Dies wird in den *Schulen* eingeübt und ist daher fast ohne Entrinnen inzwischen flächendeckend (vgl. Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes NRW 2013). Für die allgemeinen Sätze greift man auf topisch aufbereitete Werte der Aufklärung zurück, die dann als allgemeine Lernziele dienen und als Erziehung zum Selbstdenken und zu selbstverantwortlichem Handeln ausgeflaggt werden. Also die Entwicklung zur Autonomie und damit verbunden auch die Autonomie der anderen, die Verpflichtung auf Reziprozität. Dies ist ganz formal, und es wird nicht mehr *am* Archiv und *durch* die Arbeit des Archivs, vor allem durch die Irritationen des Archivs gelernt. Vor dem Archiv warten als Türhüter sogenannte Kompetenzen, die die Autonomie detaillieren. Und für sie werden wenige, von Jahrgang zu Jahrgang wechselnde Beispiele aus dem Fundus herangezogen. Sie bestätigen jeweils im Ergebnis, was als Kompetenz vorausgesetzt wurde. Das Archiv entfaltet so keine Eigendynamik mehr, sondern hat eine ausschließlich illustrative Funktion. Wenn man so will: Dieses ‚Aufklärungsprojekt‘ geht auf den Stand der Frühaufklärung zurück. Gottsched hätte es gefreut.

Die *vierte Form* entfaltet kein eigenes Archivprojekt. Es nutzt vielmehr die bestehenden Archive und vereinfacht sie strukturell, etwa über ethisch-anthropologische Annahmen manichäischer Art: als Kampf zwischen ‚gut‘ und ‚böse‘ usw. Ziel ist in der Regel, Kontinent übergreifende *neue Mythen des Alltags* (Sprachgebrauch angelehnt an Barthes 1964) oder *des Lebens* insgesamt zu generieren. Die strukturelle Abstraktion hierfür liegt in einer scheinbar verallgemeinerbaren Natur des Menschen und der Dinge. Das größte Problem solcher Archivnutzung liegt darin, ein im Kern recht begrenztes Grundschema, das sich oft als eine Art standardisierte Mythentaxonomie ausfalten lässt, zu variieren. Es sind die Archive der Kulturindustrie, die in vielen Fällen mithilfe solcher Verfahren generiert werden.

Die *fünfte Form* schließlich geht ebenfalls von Standardisierung aus und bindet über die ‚Social Media‘ die *Lebensgeschichten der Nutzer* (vgl. hierzu etwa McNeill 2012) hier ein, indem sie diese Nutzer zu Lieferanten der biografischen Eigenarchive macht und Teile der bestehenden Archive hier integriert. Im Wesentlichen geht es aber darum, diese Eigenarchive nach der Logik von möglichen Produktplacements zu gestalten. Die biografischen Archive, deren Summe die Welt sein soll, entstehen dann aus der Korrelation von Nutzungs- und Kaufverhalten, die das Ergebnis algorithmisch-stochastischer Aufbereitung sind. Dies ist das Archiv der medientechnologischen Imperien – und vielfach auch noch das Archiv unserer Studierenden.

Das totale Archiv also; ein neues weltgesellschaftliches Modell des Archivs aus hochreflexiver Selektion und Kombination; die äußerste Verknappung des Archivs im Erziehungssystem; die Ausbeutung bestehender Archive und die Herstellung neuer biografischer Archive, die für Produktwerbung tauglich sind – wie auch immer sich diese fünf Formen (es gibt sicherlich noch weitere) mischen oder zueinander sowohl wissenschaftlich als auch lebensweltlich verhalten, sie haben alle einen doppelten Effekt: Im Zuge hochgradig diversifizierter, eben nicht mehr geteilter Kommunikation werden erstens jene bisherigen Archivvorhaben, die die wissenschaftliche Arbeit und die Lebensprojekte leiteten, in neuer Weise kontingent gesetzt, überschrieben oder entrahmt. Ihr Typus wird viel stärker als vorher in eine Nebeneinanderordnung zu den neuen Umgangsweisen mit dem Archiv gebracht und so dann entprivilegiert.

Dass dies die Position der Geisteswissenschaften nicht unberührt lässt, liegt auf der Hand. Die damit einhergehende geringe kommunikative Vernetzung korreliert hier sozial gesehen mit einer alles grundierenden Selbstsorge der Akteure, die sich weniger an Rahmungen des Archivs und mehr am Überraschungscoup des interessanten Neuen zu beruhigen sucht. Diese Selbstsorge gab es natürlich immer schon auch im Kontext der Großprojekte; nun aber verschieben sich die Akzente. Das Projekt tritt hinter die Selbstsorge zurück.

Durch solche Veränderung der disziplinären Kommunikation werden zweitens Formen der Beobachtung höherer Ordnung anders gewertet. Sie verschwinden nicht, sind aber neu zu positionieren. Und der Bezug auf die Tradition solcher Unterscheidungen (also etwa vorliegende Forschung) wird neu bestimmt, wird weniger rigoros eingefordert. Dies hat auch Effekte für das Archiv und seine zentrale Operation des Unterscheidens von Form durch Formen. Solche Operation ist nur möglich, wenn sie im Umgang mit einem reichhaltigen Archiv (und der Forschung als dem Archiv des

Archivs) eingeübt wurde und so erst zu deliberativen Akten befähigt. Diese Deliberation ist nicht nur ein wichtiges Erbe der Rhetorik, sondern auch ein zentraler Modus für die Bestimmung der ‚Form des Sozialen‘. Und nur ein solches Archiv ermöglicht Gegenwart als ‚Gegenwärtigkeit der Vergangenheit‘. Es führt, mit Heinrich Heine zu sprechen, in die große ‚Morgue‘, in das Leichenschauhaus von Paris, als jenen Ort, den Heinrich Heine für das Gespräch mit den Toten der Vergangenheit vorgesehen hat und in dem er Lessings bleiche Lippen zu küssen gedachte (Heine 1981: 372 f.). Damit wären wir wieder bei den Geistern, anderen allerdings, bei jenen Gespenstern und ihren Verlockungen, die in der Vergangenheit die Gespinste der Form lieferten und so die Notwendigkeit, für die Erforschung und das Lehren von Form immer wieder auf jene ‚Morgue‘ zurückzugreifen. Ob dies Bestand haben wird, vermag ich heute nicht einzuschätzen. Denn zurzeit arbeitet vieles daran, das aus Gründen Unterschiedene ununterscheidbar zu machen. Insofern verschwindet vielleicht, wie Foucault dies diagnostiziert hat, zwar nicht der Mensch, aber die Formation des Menschen zusammen mit der überkommenen Form des Archivs wie am Meeresufer ein Gesicht im Sand. Was dann und ob es dann noch ‚Geisteswissenschaften‘ heißt, bleibt abzuwarten.

Literatur

- Arendt, Hannah (1998): Das Urteilen. Texte zu Kants politischer Philosophie. Hg. von Ronald Beiner. München/Zürich.
- Bachmann-Medick, Doris (2006): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek bei Hamburg.
- Barthes, Roland (1964): Mythen des Alltags. Frankfurt am Main.
- Barthes, Roland (1988): Die alte Rhetorik. In: Ders.: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt am Main, S. 15–101.
- Benjamin, Walter (1974): Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft [1931]. In: Ders.: Der Strategie im Literaturkampf. Frankfurt am Main, S. 7–14.
- Blumenberg, Hans (2012): Die Legitimität der Neuzeit. Erneute Ausgabe. 6. Aufl. Frankfurt am Main.
- Foucault, Michel (1974): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main.
- Fiedler, Leslie A. (1988): Überquert die Grenze, schließt den Graben! Über die Postmoderne. In: Wolfgang Iser (Hg.): Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion. Weinheim, S. 57–74.
- Fohrmann, Jürgen (1989): Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehung und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich. Stuttgart.
- Fohrmann, Jürgen (2004): Das Andere der ‚Kultur‘. Die ‚Kultur‘ der Kulturwissenschaften. In: Georg Mein/Marcus Rieger-Ladich (Hg.): Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien. Bielefeld, S. 85–100.

- Fohrmann, Jürgen (2008): Die Entwicklung der Literaturwissenschaften im 20. Jahrhundert. In: Jürgen Reulecke/Volker Roelcke (Hg.): Wissenschaften im 20. Jahrhundert. Universitäten in der modernen Wissenschaftsgesellschaft. Stuttgart, S. 29–39.
- Fohrmann, Jürgen (2013): Weltgesellschaft und Nationalphilologie. In: Merkur 67, H. 7, S. 607–618.
- Fohrmann, Jürgen (2017): Feindschaft/Kultur. Bielefeld.
- Fohrmann, Jürgen (2018): Intellektualität, Deutschland aus Sicht der Wissenschaft. Eine Skizze. In: Ders./Carl Friedrich Gethmann (Hg.): Topographien von Intellektualität. Göttingen, S. 18–57.
- Fohrmann, Jürgen/Orzessek, Arno (Hg.; 2002): Zerstreute Öffentlichkeiten. Zur Programmierung des Gemeinsinns. München.
- Fohrmann, Jürgen /Voßkamp, Wilhelm (Hg.; 1994): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart/Weimar.
- Franck, Georg (2007): Ökonomie der Aufmerksamkeit. Ein Entwurf. München.
- Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, Karl Ludwig (Hg.; 1995): Materialität der Kommunikation. Frankfurt am Main.
- Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Neuwied/Berlin.
- Heine, Heinrich (1981): Die Romantische Schule. In: Ders.: Sämtliche Schriften in 12 Bdn., hg. von Klaus Briegleb. Bd. 5. Frankfurt am Main/Berlin/Wien.
- Huber, Martin/Lauer, Gerhard (Hg.; 2000): Nach der Sozialgeschichte. Konzepte einer Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie. Tübingen.
- Kant, Immanuel (1983): Kritik der Urteilskraft. P. § 40. In: Ders., Werke in 10 Bdn., hg. von Wilhelm Weischedel. Darmstadt, Bd. 8, S. 389–391.
- Koschorke, Albrecht (1999): Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München.
- Krajewski, Markus (2002): Restlosigkeit. Wilhelm Ostwalds Welt-Bildungen. In: Hedwig Pompe/Leander Scholz (Hg.): Archivprozesse. Die Kommunikation der Aufbewahrung. Köln, S. 173–185.
- Luhmann, Niklas (1990): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Lukács, Georg (1971): Über Wesen und Form des Essays. Ein Brief an Leo Popper [1911]. In: Ders.: Die Seele und die Formen. Essays. Neuwied u. a., S. 7–31.
- McNeill, Laurie (2012): There is no ‚I‘ in Network. Social Networking. Sites and Posthuman Auto/Biography. In: Biography 35, H. 1, S. 65–82.
- Ministerium für Schule und Weiterbildung des Landes NRW (2013): Kernlehrplan für die Sekundarstufe II/Gymnasium/Gesamtschule in NRW. Düsseldorf.
- Das Pfennig-Magazin der Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse vom 4. Mai 1833, S. 1 (Nachdr. Nördlingen 1985).
- Pompe, Hedwig (2012): Famas Medium. Zur Theorie der Zeitung in Deutschland zwischen dem 17. und dem mittleren 19. Jahrhundert. Berlin/Boston.
- Schlegel, Friedrich (1971): Über das Studium der griechischen Poesie. In: Ders.: Kritische Schriften, hg. von Wolfdietrich Rasch. 3. Aufl. München, S.113–230.

- Stichweh, Rudolf (1984): Die Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890. Frankfurt am Main.
- Stichweh, Rudolf (2000): Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen. Frankfurt am Main.
- Tönnies, Ferdinand (1887): Gemeinschaft und Gesellschaft. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen. Berlin.
- Wegmann, Nikolaus (1988): Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts. Stuttgart.